

SEBASTIAN BÖHM

**SPIELER
REGELN
EVENTS**



EISHOCKEY

★ ★ ALLES, WAS MAN WISSEN MUSS ★ ★

MEYER
& MEYER
VERLAG

INHALT

Einleitung	7
0:00 Alles, was man wissen muss?	7
1 Erstes Drittel	12
1.1 0:01 Bully.....	12
1.2 0:04 Icing	17
1.3 0:14 Die Zwei-Minuten-Strafe	21
1.4 4:33 Forecheck	27
1.5 9:12 Check.....	34
1.6 11:04 Breakout.....	40
1.7 19:59 Schlagschuss.....	43
2 Erste Drittelpause	51
2.1 Die NHL, die KHL, das IOC und der ganze Rest.....	51
2.2 Eishockey in Deutschland.....	59
2.3 Eishockey in Russland	67
2.4 Eishockey in der NHL.....	75
3 Zweites Drittel	86
3.1 22:08 Material	86
3.2 29:32 Glück.....	92
3.3 29:49 Unterzahl (Penalty Killing).....	93
3.4 34:05 Verteidigung.....	100

4	Zweite Drittelpause	109
4.1	Große Spiele	109
4.2	Große Turniere	121
4.3	Große Strafen	127
4.4	Große Trainer	128
5	Drittes Drittel	140
5.1	49:15 Abseits	140
5.2	52:38 Verletzungen	145
5.3	53:21 Tore schießen	150
5.4	53:31 Zahlen	155
5.5	56:44 Spielintelligenz	160
5.6	59:04,5 Powerplay	168
6	Dritte Drittelpause	176
6.1	Gestank	176
6.2	Gewalt	177
6.3	Gefahr	187
6.4	Geld	191
7	Verlängerung	197
7.1	66:38 Das Tor hüten	197
7.2	69:11 Gerechtigkeit	205
7.3	69:40 Kunst	211
	Anhang	215
1	Danke	215
2	Quellennachweis	216
3	Bildnachweis	223



EINLEITUNG

0:00 ALLES, WAS MAN WISSEN MUSS?

Hans Ronning ist Kindergärtner – und nebenbei Eishockeyschiedsrichter, was er an diesem Abend in Piešťany wahrscheinlich bereut. 33 Minuten und 53 Sekunden sind zwischen Kanada und der Sowjetunion gespielt, als der Norweger mit seinen Linienrichtern in die Kabine flüchtet – und die Spieler auf dem Eis weiterhin aufeinander einprügeln. Erst als an diesem 4. Januar 1987 im Zimný štadión das Licht gelöscht wird, lassen die jungen Männer allmählich voneinander ab. Das Spiel wird abgebrochen, Finnland zum U-20-Weltmeister erklärt, alle Beteiligten werden gesperrt.

Die beiden Kanadier, die sich nicht an der Prügelei beteiligten, heißen Steve Nemeth und Pierre Turgeon, der zwar später zu einem Star in der National Hockey League (NHL) heranreift, aber „den Schwefelgeruch der Weichheit nicht mehr aus den Kleidern“ bekommt, wie der Schweizer Journalist Klaus Zaugg schreibt.

Tja, interessant, irgendwie. Aber muss man das wissen?

„Es ist ein fucking Komplettskandal!“ Greg Holst hat dann noch acht weitere Varianten gefunden, um das in seiner nordamerikanischen Heimat verpönte und dennoch omnipräsente Vier-Buchstaben-Wort „fuck“ in einem Fernsehinterview unterzubringen. Außerhalb von Nordamerika ist man da nicht so zimperlich, der Videomitschnitt wird seitdem immer wieder nicht nur von österreichischen Eishockeyfans auf YouTube® gesucht

und aufgerufen. Wirklich überrascht aber war wohl niemand, der den Trainer des Villacher SV noch als Spieler gekannt hatte. Holst war schon immer, nun ja, anders. Weil es kanadischem Bier an einer Schaumkrone mangelt, hatte er stets einen Salzstreuer dabei. Und selbst nach seinem Wechsel nach Österreich würzte Holst nach – bis das Bier regelmäßig überschäumte.

Muss man das wissen?

Nachdem Benoit Doucet zum zweiten Mal getroffen hat, führt der EV Landshut mit 7:0 vielleicht ein wenig zu hoch, aber nicht unverdient. Zu viele Chancen hat der BSC Preussen Berlin zu Beginn vergeben und dann den Sturm der Niederbayern nicht aufhalten können. In der 38. Minute ist das Bundesligaspiel jedenfalls entschieden. Sogar in dieser Sportart, die doch so gerne von sich selbst behauptet, dass sie zu jedem Zeitpunkt noch alles möglich mache.

Nach der zweiten Dreiertelpause treffen die Berliner schnell – 7:1, 7:2, 7:3. Richtig entsetzt schreien die Fans im Eisstadion am Gutenbergweg aber erst auf, als Axel Kammerer in der 53. Minute das 7:4 erzielt. Die Treffer zum 7:5 (Holzmann), 7:6 (Birk) und zum Endstand von 7:7 (Malo) nehmen sie in schicksalhafter Ergebnisheit hin. Trainer dieser jungen Landshuter Mannschaft, die an diesem Sonntag im November 1990 ein 40-minütiges Eishockeyspiel 7:0 gewinnt und ein 20-minütiges 0:7 verliert, ist Erich Kühnhackl.

Kurios. Aber muss man das wissen?

Das erste Spiel gewinnen die New York Islanders 8:1, am Tag darauf unterliegen sie den Los Angeles Kings 4:6. Um von Long Island an die Westküste der USA überzusiedeln, bleibt ihnen nur ein freier Tag. Die Spiele drei und vier der Play-off-Serie finden erneut an zwei aufeinanderfolgenden Tagen statt und die Legende will, dass Stefan Persson und Anders Kallur in diesen Tagen beschließen, sich im Frühjahr 1980 nicht mehr zu rasieren. Sie haben einfach keine Zeit mehr dafür. Dass ein ungleich populärerer Landsmann namens Björn Borg in dieser Zeit sauber

rasiert in Tennisturniere startet und die Trophäen später mit einem Zwei-Wochen-Bart entgegennimmt, soll die beiden Schweden ebenfalls inspirieren.

Sechs Wochen später gewinnen sie mit den Islanders den Stanley Cup, den heiligen Gral des Eishockeys. Heute gelten sie als Erfinder des Play-off-Barts. Ein Jahr nach dem Stanley-Cup-Sieg wird Anders Kallur Vater von Zwillingen. Susanna und Jenny Kallur werden Leichtathletinnen und gewinnen viele Hürdenrennen.

Okay. Aber muss man das wissen?

Muss man wissen, dass die ersten Pucks aus aufgeschnittenen Lacrossebällen hergestellt wurden? Dass Wayne Gretzky als 12-Jähriger 378 Tore schoss – in einer Saison? Dass sowohl der Vater von Jaromir Jagr als auch seine beiden Großväter auf den Namen Jaromir getauft wurden? Dass das längste Spiel erst nach 217 Minuten und 14 Sekunden entschieden war (dann traf Joakim Jensen zum 2:1 für Storhamar gegen Sarpsborg)? Muss man das alles über Eishockey wissen?

Nein. Aber dazu ist es jetzt ohnehin zu spät. Eishockey ist ein Sport für Geschichtensammler, für Zahlenmenschen und Statistiknerds und für Menschen, die stolz darauf sind, dass sie Eishockeyfans sind, also anders, und nicht Fußballfans, so wie es als normal gilt. Wer bei Google die Worte „Eishockey ist“ in das Suchfeld eingibt, bekommt folgende Ergänzungen vorgeschlagen: „... meine Leidenschaft“, „... cooler“, „... besser als Fußball“ und „... der geilste Sport der Welt“. Für diese Erkenntnis muss man eigentlich überhaupt nichts wissen.

Man muss es spüren: wie den Wasserfilm eines zugefrorenen Weihers, auf dem du gerade zwischen zwei Bierkästen hindurchgerutscht bist, um den Siegtreffer deines Kumpels zu verhindern; wie das Glück, das deinen Körper durchströmt, wenn du im Spätsommer das erste Mal die Kälte einer Eishalle auf den Unterarmen spürst; das Gemeinschaftsgefühl, das den Fanblock einnimmt, wenn der Herzesspieler deiner Mannschaft in der zweiten Verlängerung eines Play-off-Spiels das entscheidende Tor

erzielt; wie die Tränen, die dir über die Wangen laufen, weil dieser Herzenspieler im Sommer zu einem anderen Klub wechselt; oder wie der Unglaube, den du empfunden hast, als Jonas Müller an einem frühen Sonntagmorgen ein wunderschönes Tor erzielt hat.

Denn so ging es doch allen, an diesem 25. Februar 2018, den fünf Millionen Menschen, die in einem verschlafenen Fußballland lange vor Sonnenaufgang aufgestanden waren, um dabei zu sein, wenn eine deutsche Eishockeymannschaft um olympisches Gold spielt.

In diesem Buch geht es um Eishockey. Es geht aber auch um dieses Spiel, das ganz offensichtlich erschaffen wurde, um damit diese wunderschöne Sportart zu erklären. Drei Partien bei Olympischen Spielen haben die Geschichte des deutschen Eishockeys geprägt: Das 4:1 gegen die USA am 14. Februar 1976 in Innsbruck, nach dem die deutschen Spieler niedergeschlagen in die Kabine zurückkehrten, weil sie dachten, ein Tor zu wenig geschossen zu haben, nachdem sie einen Funktionär beschimpften, weil er meinte, doch noch einmal nachgerechnet zu haben („Schleich di!“) und mit dem sie dann tatsächlich die Bronzemedaille gewonnen hatten – wegen eines Torquotienten von 1,166. Das mit dem Torquotienten muss man nicht verstehen, aber man muss es wissen.

Dann war da noch das Viertelfinalspiel von Meribel, als Deutschland die kanadische Mannschaft ins Penaltyschießen zwang und die ARD dazu, den Beginn der *Tagesschau* hinauszuzögern, und als der Puck nach dem Versuch von Peter Draisaitl unter Torhüter Sean Burke hindurchkullerte, schlingerte, schwankte, umkippte und auf der Torlinie liegen blieb. Und eben das Finale der Olympischen Spiele von Pyeongchang am 25. Februar 2018.

Brendan Shanahan wurde einst gefragt, ob Eishockey hart sei. Eine dämliche Frage, vielleicht wusste der Fragesteller aber auch nicht, dass Shanahan zu jenen jungen Männern zählte, die sich im slowakischen Piešťany geprügelt hatten, bis das Licht ausgemacht wurde.

Die Antwort des Weltklasespielers, Stanley-Cup-Siegers, Weltmeisters und Olympiasiegers Shanahan aber gilt seither als eine Definition für den Sport: „Ist Eishockey hart? Ich weiß es nicht, sagen Sie es mir. Wir brauchen die Kraft und die Power eines Fußballspielers, das Durchhaltevermögen eines Marathonläufers und das Konzentrationsvermögen eines Gehirnochirurgen. Das alles müssen wir zusammenfügen, während wir uns in hoher Geschwindigkeit auf einem rutschigen Untergrund fortbewegen, während fünf andere Jungs mit Keulen in den Händen versuchen, uns umzubringen. Ach ja, habe ich erwähnt, dass wir währenddessen auf Kufen stehen, die keinen halben Zentimeter dick sind? Ich weiß es nicht, sagen Sie mir die Antwort. Nächste Frage.“

Okay, damit weiß man schon sehr viel mehr über Eishockey – ganz nebenbei auch noch, dass die Spieler ebenfalls stolz sind auf ihre Sportart, die so anders ist, so schnell und so hart. Alles weitere wird in diesem Buch erklärt. Und zwar anhand des Finales zwischen Deutschland und einer Mannschaft, die sich *Olympische Athleten aus Russland* nennen musste. Warum, das wird auf den folgenden Seiten ebenso erklärt, wie das Anspiel im Eishockey (Bully), der unerlaubte Weitschuss (Icing), die Vorwärtsverteidigung (Forecheck), die plötzlichen Gewaltausbrüche, die Wucht eines Schlagschusses und die Kunst der besten Spieler.

Die Reihenfolge hat dabei das olympische Finale 2018 vorgegeben, vom nervösen Beginn bis zum dramatischen Ende. Jedes Kapitel berichtet direkt aus dem Gangneung Hockey Centre und widmet sich dann einer Besonderheit dieser Sportart und den Anekdoten und Typen, die sie hergebracht hat.

Und wenn Sie diese auf 214 Seiten gestreckten 69 Minuten und 40 Sekunden Eishockey hinter sich haben, dann – das muss schon vor dem Spielbeginn eingestanden werden – werden Sie viel über Eishockey wissen, hoffentlich so viel, wie man wissen muss, und trotzdem werden Sie noch sehr viel mehr wissen wollen.

★ 1 ★

ERSTES DRITTEL

1.1 0:01 BULLY

Patrick Hager gegen Alexander Barabanov, das erste von vier Dutzend Duellen an diesem Nachmittag im Gangneung Hockey Centre. Hager geht in die Knie, er stützt sich auf seinen Schläger, Schiedsrichter Aleksi Rantala wirft den Puck ein. Hager und Barabanov versuchen, die Scheibe mit der Rückhand auf ihre Seite zu wischen. Der Deutsche kontrolliert sie als Erster und passt sie zu Christian Ehrhoff.

Bullys nerven, etwa 50-mal pro Spiel. Bullys zerteilen es in Portionen, strukturieren selbst das größte Chaos. Gerade eben haben sich erwachsene Menschen noch beleidigt, verflucht und sich nur nach einer einstudierten Choreografie von ihren Kollegen davon abhalten lassen, sich gegenseitig ins Gesicht zu schlagen. Da gruppieren sie sich schon wieder brav um den Bullykreis herum – sofern sie nicht im Rücken des Linienrichters stehen, der die Scheibe einwerfen darf.

Für ein Bully wird nicht nur die Zeit eingefroren, sondern auch das Spiel selbst. Vor Bullys glauben Schiedsrichter, alles unter Kontrolle zu haben. Die schnellste Mannschaftssportart der Welt (darauf kommen wir noch

zu sprechen) gibt ihnen für einen kurzen Moment die Illusion, das Geschehen kontrollieren zu können. Das Regelwerk ist zwar für nahezu alle Situationen detailliert ausformuliert, nur beim Bully lassen sich diese Regeln auch in aller Ruhe anwenden – und genau diese Chance lassen sich Schieds- und Linienrichter nur ungern entgehen.

Bevor der Puck fällt, darf niemand den Bullykreis betreten. Die beiden Bullyspieler dürfen gewisse Markierungen (Hashmarks) nicht berühren. Der Vertreter der verteidigenden Mannschaft muss mit seinem Schläger das Eis zuerst berühren. Bricht eine Mannschaft diese Regeln, werden Spieler ermahnt, Bullys wiederholt, immer und immer wieder, oder Strafen ausgesprochen. Das ist die eine Seite des Pucks.

Auf der anderen Seite ist diese Pedanterie angemessen. Wie so oft lassen die Spieler den Schiedsrichtern gar keine andere Möglichkeit. „Bullys zu nehmen“, das gab der NHL-Profi Brian Boyle zu, „bedeutet zunächst einmal, die Grenzen auszutesten.“ Bei jedem neuen Schiedsrichter, bei jedem neuen Spiel, in jedem neuen Drittel, bei jedem neuen Bully. Und es bedeutet, sein Wissen sekundenbruchteilsschnell anzuwenden. Denn Bullyspezialisten sind Nerds, die nicht nur ihre Kollegen im Training quälen („Nur noch 100 Bullys, bitte!“) oder bei Videomeetings auch ihre Coaches („Darf ich das letzte Bully noch einmal in Zeitlupe sehen?“), sondern Experten, die auch alles über ihre Gegner wissen und welche Hand welcher Schiedsrichter benutzt, um die Scheibe einzuwerfen.

Bullyspezialisten verwenden gerne härtere Schläger. Das mag ein Nachteil sein bei Handgelenkschüssen. Am Punkt aber gibt spätestens beim zweiten Versuch der Gegner des Schlägers nach. Ryan O'Reilly, Stanley-Cup-Sieger mit den St. Louis Blues, lässt sich von seinem Ausrüster sogar einen Schläger anfertigen, dessen Blatt in einer Art Haken endet. Sein Arbeitsgerät sieht aus, als sei er in einer Tür hängen geblieben (auch davon wird später noch einmal die Rede sein). Bei Bullys aber lässt sich der Puck so leichter auf seine Seite ziehen. Wobei das nur eine von zwei grundsätzlichen Möglichkeiten ist:

- ★ Die meisten Spieler versuchen, den Puck mit der Rückhand nach hinten abzulegen, im Idealfall treffen sie die Scheibe vor ihrem Gegner und wischen sie sich durch die Beine oder an der Seite vorbei. Dabei ist es einerlei, wie groß oder wie schwer sie sind. „Die meisten Menschen glauben, dass es beim Bully nur um die Größe geht“, sagte Adam Oates, der für seine Qualitäten am roten Punkt nur deshalb nicht berühmt wurde, weil er eben vor allem auch noch ein herausragender Spielmacher war. „Aber das stimmt nicht. Es geht nur um den Hebel.“ Deshalb gehen Spieler in die Knie, senken ihren Körperschwerpunkt, ziehen die Schultern nach hinten, um sich nicht zu klein zu machen, achten genau darauf, wann sich der Ellbogen des Schiedsrichters bewegt und ziehen ihr Schlägerblatt einmal über den roten Punkt. Natürlich geht das auch mit der Vorhand, mehr Kraft aber entwickelt man mit der Rückhand.
- ★ Bei der zweiten Möglichkeit sind Hand-Auge-Koordination und Geschwindigkeit nicht bedeutend, bei der zweiten Möglichkeit geht es nur um Kraft und Entschlossenheit und darum, den Kontrahenten gar nicht erst in die Nähe des Pucks zu lassen. Mit einem Block wird der Gegner fixiert, der Puck bleibt liegen und wird von einem Verteidiger aufgenommen. Natürlich sollte der Verteidiger wissen, was der Bullyspieler vorhat.

Genau deshalb tuscheln die Spieler vor Bullys gerne noch einmal. Die Aufstellungen sind eigentlich einstudiert, aber wie der Schiedsrichter scheint auch der Bullyspieler die Aufmerksamkeit zu genießen. Da sollen die Flügelstürmer im letzten Moment noch einmal ihre Plätze tauschen, da wird der Verteidiger angewiesen, noch einmal fünf Zentimeter weiter nach rechts zu rücken – und dann geht das Bully verloren. Was dann wahrscheinlich aber auch Absicht war.

Vom Kanadier Ryan Getzlaf heißt es, dass er Anspiele in der offensiven Zone immer mal wieder absichtlich verloren hat, um die Gegner sofort unter Druck setzen zu können. Sollte das tatsächlich zutreffen, könnte es

ein Geheimnis seines Erfolgs sein. Getzlaf ist Olympiasieger und mit den Anaheim Ducks Stanley-Cup-Sieger geworden.

Über derlei Vermutungen hinaus lässt sich übrigens kein Zusammenhang zwischen Bully- und Erfolgsquote nachweisen. Jedes einzelne Bully kann eminent wichtig sein. Der grandiose Dale Hawerchuk ist in Kanada vor allem deshalb bekannt, weil er vor dem zweitwichtigsten Tor in der Geschichte des Landes das Bully gewonnen hatte. Viele Bullys sind wiederum nicht bedeutend. Wie so oft lässt sich das ob der 31 Klubs, der 82 regulären Spieltage, der langen Geschichte der Liga und des deshalb reichhaltigen Zahlenmaterials am besten in der NHL nachweisen.

Keine Mannschaft hat seit 2010 mehr Spiele gewonnen als die Pittsburgh Penguins, dabei haben sie mehr Bullys verloren als gewonnen. Und, Achtung, Spoiler: Auch die deutsche Mannschaft wird an diesem 25. Februar 2018 mehr Bullys gewinnen als die Olympischen Athleten aus Russland.

Es geht also nicht darum, möglichst viele Bullys für sich zu entscheiden, sondern vor allem dieses eine entscheidende. Nach einem Play-off-Spiel hat der große Sidney Crosby einst zugegeben, dass er 24 Bullys falsch angesagt hatte. Die meisten hatte er direkt verloren, bei den anderen waren seine Kollegen falsch postiert. „Nur dieses eine war richtig.“ Dieses eine vor dem Siegtreffer in der Verlängerung.

Drei herausragende Bullyspieler

Bobby Clarke: Das Motto der Philadelphia Flyers war denkbar einfach: „Wir spielen, wir hauen ihnen aufs Maul und dann trinken wir ihr Bier.“ Okay, es war das Motto von Dave Schultz, den sie nur *The Hammer* nannten. Aber es passte zu einer Mannschaft, die außerhalb von Philadelphia von allen gehasst wurde – heimlich aber wünschten sich viele Fans ein Team wie die Flyers der 1970er-Jahre.

Die Broad Street Bullies, die Rüpel von der Broad Street, veränderten das Spiel für immer, schon alleine, weil die National Hockey League ihr

Regelwerk der skrupellosen Spielweise der Flyers später anpassen musste. Diese Ansammlung von Schlägertypen, die aussahen wie Pornostars, hätte aber niemals den Stanley Cup gewonnen, wenn sie in Bobby Clarke nicht einen Anführer gehabt hätte, der sich immer hatte beweisen müssen.

Clarke war nicht besonders groß, nicht außergewöhnlich stark und er war Diabetiker. Die Flyers holten den jungen Mann trotzdem und bekamen einen der außergewöhnlichsten Superstars, die das Spiel zu bieten hatte. Clarke spielte nicht schmutzig, er spielte grausam und weil er nebenbei ein herausragender Spielmacher war, wurde er gehasst. Er reagierte mit einem Grinsen, einem zahnlosen Grinsen, mit dem er an den Bullypunkt fuhr – und jedes wichtige Anspiel gewann, mit allen Mitteln.

Derek Sanderson: Der Mann, der den Spitznamen *Truthahn* trug, wurde nicht für seine Qualitäten im Bullykreis berühmt. Derek Sanderson war der Mittelman des Doppelpasses, der zu einem besonderen Tor der Eishockeygeschichte führte. Das Bild des fliegenden Bobby Orr hat sich jeder Eishockeyfan schon einmal als Hintergrund auf einem Bildschirm gespeichert. Orrs Jubel im Flug, die Fans im Hintergrund und die abschätzigen Blicke der Spieler der St. Louis Blues – das alles wäre ohne Sanderson nicht möglich gewesen.

Später machte der Mittelstürmer der Boston Bruins Schlagzeilen als Alkoholiker, der alles verlor, was er sich in den 1970er-Jahren erarbeitet hatte. Drinks mixte er in Salatschleudern, Playboy-Bunnys lud er spontan zu Flügen nach Hawaii ein. Er hat Geld für Alkohol, Frauen und schnelle Autos ausgegeben, den Rest hat er einfach verprasst. So wie später ein ungleich bekannterer Fußballprofi aus London.

Sanderson war aber eben auch ein pedantischer Bullyspezialist, der seinen Gegnern und seinen Mitspielern mit dieser Fertigkeit auf die Nerven ging. Im Training soll Sanderson den ebenfalls berühmten Phil Esposito herausgefordert haben. Nachdem Sanderson 20 Anspiele in Folge für sich entschieden hatte, soll der stolze Esposito beleidigt das Eis verlassen haben.

Yannic Perreault: Bullys waren immer da, aber erst gegen Ende der 1990er-Jahre wurden sie auch statistisch erfasst. Gerade noch rechtzeitig für einen jungen Kanadier, der sehr gut Eishockey spielen konnte, womit man in der NHL aber nicht unbedingt auffällt. Perreault brauchte eine Superkraft, er begann, Bullys zu analysieren, übte mit der Vorhand, übte mit der Rückhand und wurde so zum vielleicht besten Bullyspieler in der Geschichte der NHL.

Jede Bullyquote über 50 % ist gut, eine Quote von mehr als 55 % ist exzellent, Perreault gewann regelmäßig mehr als 60 % seiner Anspiele. Sein härtester Kontrahent war dabei kein Gegenspieler, sondern Mike Cvik, ein 2,06 Meter langer Linienrichter. „Er hielt den Puck so hoch, dass ich ihn nicht mehr sehen konnte. Mit ihm war es besonders schwer.“

1.2 0:04 ICING

Christian Ehrhoff nimmt den Puck an, legt ihn sich auf die Vorhand, holt aus und schießt die Scheibe die Bande entlang, tief ins Drittel der Olympischen Athleten aus Russland. Ein Linienrichter kann dem Puck gerade noch ausweichen. Er pfeift, als das schwarze Hartgummi die Torlinie überquert.

In einer Zeit, in der man noch nicht meinte, Eishockeyfans mit den größten Hits aus der Samplerreihe „Mallorca XXL“ dauerbeschallen zu müssen, bestand eine der Hauptaufgaben der Stadionsprecher darin, unerlaubte Weitschüsse anzusagen. Immer, wenn eine Mannschaft den Puck aus der eigenen Hälfte hinter die gegnerische Torlinie jagte, meldete sich der Stadionsprecher: „Icing!“

Die entsprechende Regel ist nicht so alt wie das Spiel selbst und wie so viele andere machte der Pragmatismus der Teams ihre Einführung unvermeidlich. In einem Spiel in der NHL-Saison 1936/1937 trafen die Boston Bruins und die New York Rangers aufeinander und nachdem die Rangers

sich durch damals noch erlaubte Weitschüsse 61-mal befreit und 3:2 gewonnen hatten, kündigte Charles Adams, der Besitzer der Bruins, an, es beim nächsten Mal genauso machen zu wollen. Das Ergebnis im Madison Square Garden: 0:0 dank 87 erlaubter Weitschüsse der Mannschaft aus Boston.

In der darauf folgenden Saison führte die NHL die Icingregel ein, die die Taktik verhindern sollte, den Puck einzufrieren (*to ice*). Seither wurde die Regel mehrmals verändert: Seit 1939 dürfen sich Mannschaften in Unterzahl ohne Konsequenzen durch Weitschüsse befreien (eine Reaktion auf das tödlich effiziente Powerplay der Montreal Canadiens in dieser Zeit). Lange Zeit musste der Verteidiger den Puck noch berühren, bevor ein Linienrichter das Spiel unterbrechen konnte, ehe es im gegenüberliegenden Drittel fortgesetzt wurde.

Doch die Rennen um die Scheiben wurden immer gefährlicher und nachdem der Tscheche Ludek Cajka in die Bande gekracht war, sich dabei schwere Verletzungen zuzog und Wochen später starb, führte der Weltverband die *No-Touch-Regel* ein. Es reichte, wenn der Puck die Torlinie überquerte. „Icing!“

Später wurden Mannschaften dazu noch doppelt bestraft, indem ihnen die Möglichkeit eines darauf folgenden Wechsels verwehrt wurde. Aber natürlich fanden Spieler und Trainer auch diesmal eine Möglichkeit, die Regel im eigenen Sinne abzumildern. Vielleicht ist es aber auch nur Zufall, dass Torhüter gerade dann Probleme mit der Ausrüstung haben, wenn sich ihre Vorderleute gerade eben das vierte Icing in Folge geleistet haben und ganz dringend ein großes Sauerstoffzelt bräuchten. Während ein Betreuer die gerade in diesem Moment gelockerten Beinschienen wieder festzurrt, kommen dann selbst die Gelegenheitsraucher unter den Kollegen wieder zu Atem.

Noch später kam die *Hybrid-Icing-Regel* hinzu, die immer dann zum Leben erweckt wird, wenn ein Angreifer einem aus der eigenen Hälfte geschossenen Puck hinterherjagt und eine gedachte Linie zwischen den zwei Bullypunkten im gegnerischen Drittel vor dem ersten Verteidiger

überquert. Die Sprints wurden damit weiter nach vorne verlagert. Trotzdem ist die Icingregel wieder ein bisschen gefährlicher geworden. Auch für Linienrichter, die sehr viel mehr laufen müssen, um stets auf Höhe des Pucks zu bleiben.

Drei herausragend schnelle Eishockeyspieler

Connor McDavid: Der schnellste Mannschaftssport der Welt hat sich immer verändert. Hart war er immer, in den 1970er-Jahren wurde er brutal. Und in den 1990er-Jahren wurde Eishockey gebremst. Wer das Mitteldrittel kontrollierte, kontrollierte das Tempo und gewann das Spiel – 1:0, 2:1. Das Eishockey der Moderne ist so fair wie nie zuvor und schneller denn je. Verteidigerpylonen konnten noch um die Jahrtausendwende auf jedem Niveau mitspielen, weil Halten und Haken und Hacken toleriert wurde. Doch mittlerweile muss jeder schnell denken und schnell sein.

Der Schnellste unter den Schnellen ist Connor McDavid. Wenn der Kanadier im eigenen Drittel antritt, sieht es nicht selten so aus, als wäre die Partie samt aller Akteure in ein besonders unrealistisches Videospiel gebeamt worden, mit McDavid als Superhelden mit Superkräften. Das mag unfair gegenüber Howie Morenz, Syl Apps, Maurice Richard, Bobby Hull, Yvan Cournoyer, Bobby Orr, Paul Coffey und Mike Gartner sein, gegenüber all den Spielern, die allen anderen in den 1930er-, 1940er-, 1950er-, 1960er-, 1970er- und 1980er-Jahren davongeskatet waren, aber McDavid ist der Spieler, der Geschwindigkeit noch einmal neu definiert hat, weil er nicht nur schnelle Oberschenkel, sondern auch schnelle Hände und ein schnelles Auffassungsvermögen hat. Er selbst führt das darauf zurück, dass er die Zeit, in der seine Füße nicht in Schlittschuhen steckten, in Inlineskates durch Newmarket/Ontario gefahren ist.

Lediglich zwei Jahre seines Lebens ist er gerollt, gekrabbelt und auf seinen Füßchen gelaufen. Es muss eine harte Zeit gewesen sein, dann durfte er endlich rollen und skaten und daran arbeiten, irgendwann selbst die Besten seiner Gegenspieler zu verblüffen. „Er gleitet schneller, als viele von uns skaten können“, stellte Marc Scheifele von den Winnipeg Jets

fest. McDavid beherrscht die Kunst, das Tempo steigern oder zumindest halten zu können, ohne ein weiteres Mal die Kanten seiner Schlittschuhe einsetzen zu müssen. Er selbst will noch schneller werden: „Jungs mit einem harten Schlagschuss hören doch auch nicht auf, an ihren Schüssen zu arbeiten.“

Pavel Bure: 250.000 US-Dollar haben die Vancouver Canucks an die Rote Armee gezahlt, um Pawel Wladimirowitsch Bure an die Westküste Nordamerikas zu holen. Selten wurde Geld in diesem Sport sinnvoller investiert. Mit dem schwächlichen, jungen Mann bekamen die Canucks einen Star, der die Leute in jedem Eisstadion auf der Welt von den Sitzen riss. „Als würde er aus einer Kanone geschossen werden“, stellte einer der Verteidiger fest, an denen er vorbeigeschossen war. *Mitchell Meteor* (Morrenz), *Flying Frenchman* (Cournoyer) – die schnellsten Eishockeyspieler bekamen schon immer die schönsten Spitznamen.

Bure nannte man *Rocket, the Russian Rocket*. In der Deutschen Eishockey Liga hält Bure übrigens einen Rekord für die Ewigkeit. Drei Punkte pro Spiel wird kaum jemand mehr übertreffen. Die russische Rakete zündete allerdings auch nur einmal für den EV Landshut, schoss drei Tore und ward nicht mehr gesehen.

Kendell Coyne Schofield: Manon Rhéaume war die erste Frau, die in einem NHL-Spiel eingesetzt wurde. Am 8. August 1992 stand sie in einem Vorbereitungsspiel gegen St. Louis im Tor der Tampa Bay Lightning. Durchsetzen konnte sie sich aber in keiner Männermannschaft. 44 Sekunden war Maren Valenti 1998 im Trikot der Eisbären Berlin auf dem Eis zu sehen, ebenfalls in einem Vorbereitungsspiel. Beide waren hervorragende Eishockeyspielerinnen, in die Geschichte des Männereishockeys aber gehen beide als Marketinggags ein.

Und genau danach sah es auch aus, als Kendall Coyne Schofield beim All-Star-Spiel 2019 antrat. Doch dann trat die Olympiasiegerin zu ihrer Runde an und durchbrach nach nur 14.326 Sekunden die Lichtschranke. Im Feld der schnellsten Skater belegte sie Platz sieben. Gerade die Finals zwischen Kanada und Schofields Team USA zählen zu den spektakulär-

ten Eishockeyspielen der Neuzeit, erst mit ihrer schnellen Runde aber sprintete Schofield sich und ihrer Sportart den Respekt, den sie längst verdient gehabt hätten.

1.3 0:14 DIE ZWEI-MINUTEN-STRAFE

Eigentlich führte Sergei Andronov den Puck, hinter dem deutschen Tor aber wurde er von Felix Schütz gestört. Andronov verlor die Scheibe, lehnte sich gegen Schütz und berührte dessen Schlittschuh. Schütz verlor die Balance, fiel, weshalb Schiedsrichter Mark Lemelin den rechten Arm hob und das Spiel mit einem Pfiff unterbrach, als Vyacheslav Voynov den Puck berührte. Zwei Minuten wegen Beinstellens.

Der Gebrauch von unanständiger, lästerlicher oder ausfallender Sprache gegenüber einem Spieloffiziellen; die Benutzung von Videotechnologie durch einen Teamoffiziellen, um eine Entscheidung eines Spieloffiziellen infrage zu stellen; die Beteiligung am Spiel mit einem gebrochenen Schläger; der unnötig herbeigeführte Kontakt mit einem Torhüter außerhalb seines Torraums; das Dramatisieren eines Fouls eines Gegners – all das wird im Eishockey mit einer *Kleinen Strafe* geahndet. Viel wahrscheinlicher ist aber, dass man wegen eines weitaus banaleren Vergehens für zwei Minuten aussetzen muss, vorausgesetzt, die eigene Mannschaft übersteht das Unterzahlspiel.

Theoretisch verbietet das Regelbuch den Check gegen die Bande, den unerlaubten Körperangriff, den Check von hinten, das Einschließen des Pucks mit der Hand, den Check mit dem Stock, die Verzögerung des Spiels, das Verschieben des Tors, die Schwalbe, den Check mit dem Ellbogen, den hohen Stock, Halten, Halten des Stocks, die Benutzung eines übertrieben gebogenen Schlägerblatts, die Verweigerung, das Spiel zu beginnen, Verhöhnern und Verspotten, zu viele Spieler auf dem Eis, Beinstellen, unsportliches Verhalten und die langweilige Aufzählung aller Vergehen, die im Eishockey zu Zwei-Minuten-Strafen führen. Praktisch

werden diese Regelverstöße erst konsequent seit 2005 geahndet. Zuvor waren die entsprechenden Paragraphen eher als Vorschlag an die Schiedsrichter zu sehen.

Seitdem Pieter Bruegel der Ältere 1565 auf seinem Großgemälde *Jagers in de Sneeuw* einen ersten Eishockeyspieler verewigt hat, versuchen Menschen, sich gegenseitig auf dem Eis zu behindern, aufzuhalten, zu stoppen.

Die Spitze der Evolution hatte der haltende und hakende Mensch aber erst gegen Ende des zweiten Jahrtausends erreicht: In Nagano stellte die Tschechische Republik den Olympiasieger, weil sie mit Dominik Hašek den besten Torhüter der Eishockeygeschichte im Aufgebot hatte und breite Spieler, die ihre Schläger auch einsetzten, wenn sie keine Chance hatten, an den Puck zu kommen; und ein Jahr später gewannen die Dallas Stars den Stanley Cup, weil die Verteidigerriesen Derian Hatcher und Richard Matvichuk sich bei den Stürmern der Buffalo Sabres einhaken konnten und wie Wasserskifahrer einem Motorboot hinterherfuhren.

Der entscheidende Treffer in der dritten Verlängerung von Spiel sechs ist so etwas wie des Eishockeys Antwort auf das Wembley-Tor im Fußball. Brett Hull stand im Torraum, als er die Serie und die Saison 1998/1999 beendete. Für die Sabres stand dabei ein Tscheche namens Dominik Hašek im Tor. Niemand hat dem Karma jemals Humor abgesprochen.

Es musste etwas passieren, Eishockey musste wieder aufregender werden, mehr Tore mussten fallen. Wie immer wurde darüber nachgedacht, die Tore zu vergrößern, die Ausrüstung der Torhüter zu verkleinern. Besonders angestrengt aber hatten die Herrschaften beim US-amerikanischen Verband ihre Hirne arbeiten lassen. Nach einer mehrtägigen Klausursitzung mit ausgiebigen Spaziergängen an den Ufern des Lake Placids wagte es ein Praktikant, seine Stimme zu erheben und zu fragen, warum man denn nicht einfach das bestehende Regelwerk anwenden wollte (an dieser Stelle sollte man zugeben, dass nicht jeder Absatz dieses Buchs eine Überprüfung der berühmten Dokumentation des *Spiegels* überstehen würde).

Nach und nach beantworteten auch andere Verbände diese Frage für sich, revolutionierten das Spiel und ruinierten es natürlich. Zumindest behaupteten das all jene, die zuvor noch ihre Schläger benutzt hatten, um durchs eigene Drittel gezogen zu werden. Erste Vorbereitungsspiele verbrachten manche Wasserskifahrer komplett auf der Strafbank. Mit der Zeit aber wurde das Spiel ansehnlicher, kleinere, wendigere, kreative Spieler bekamen plötzlich ihre Chance und nutzten sie. Verteidiger mussten nicht mehr die Statur von Türstehern mitbringen, Stürmer unter 1,80 Meter mussten vor dem Wettlauf in die Bande nicht erst noch darüber nachdenken, ob sie auch wirklich eine Lebensversicherung abgeschlossen hatten.

Und weil es irgendwie peinlich gewesen wäre, das ganze Wir-machen-alles-so-wie-bisher-nur-jetzt-Richtig zu nennen, bekam der neue Stil einen griffigen Namen: *Zero Tolerance*. Mit ein wenig Verspätung wurde auch in Deutschland das Haken und Halten nicht mehr toleriert. Und, nein, das Spiel hat es nicht ruiniert, es hat nur dazu beigetragen, dass die besten Spieler auch beweisen durften, dass sie die besten Spieler sind.

Es gibt angezeigte Strafen (weshalb Schiedsrichter neben Schlittschuhtechnik und Ausdauer im Sommer vor allem daran arbeiten, ihren rechten Arm möglichst lange in die Luft strecken zu können, denn bis die zu bestrafende Mannschaft den Puck nicht unter Kontrolle gebracht oder die Mannschaft, die sofort ihren Torhüter in einen weiteren Feldspieler austauschen kann, ein Tor geschossen hat, wird er seinen Arm nicht wieder herunternehmen dürfen), Zwei-Minuten-Strafen, die sich gegenseitig aufheben, weil sich Spieler unterschiedlicher Mannschaft desselben Vergehens schuldig gemacht haben, normale Zwei-Minuten-Strafen und doppelte Zwei-Minuten-Strafen. Interessanter ist es allerdings, Vergehen nach ihrer Sinnhaftigkeit zu unterscheiden.

Das Beinstellen gegen Sergei Andronov hätten Schiedsrichter in allen Ligen auch so früh gepfiffen, weil es die Gelegenheit gab, schon früh im Spiel auf sich aufmerksam zu machen und Grenzen aufzuzeigen. Felix Schütz wiederum ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, die erste

Feindberührung, die sich nicht im Streben nach dem Puck zutrug, zu einem effektvollen Straucheln zu nutzen – trotz fortgeschrittener Schlittschuhlaufbegabung. Es gibt also Fouls, die nicht aus böser Absicht heraus entstehen, die nicht bewusst geplant werden oder in der Hoffnung ausprobiert werden, dass sie die Schiedsrichter tolerieren oder übersehen; es gibt Fouls, die entstehen, weil sich der Gegner unvermittelt dreht oder drehen will (klassisch: Beinstellen). Es gibt also Fouls, die sich kaum vermeiden lassen.

So wie das Foul von Andronov oder das Foul, das dieses Endspiel gegen Ende dieses Buchs entscheiden wird. Es gibt Fouls, die sich ebenfalls kaum vermeiden lassen, weil der Gefoulte unbedingt gefoult werden will (ebenfalls: Beinstellen; aber auch: Halten).

So hat nicht jeder Schiedsrichter nur die Hälfte des Kapitels *Halten* im Regelbuch gelesen, nicht selten halten sich die Spieler gegenseitig, klemmen sich gegnerische Schläger unter die Achseln oder zwischen die Beine und breiten theatralisch die Arme aus, wenn wieder kein Schiedsrichter reagieren will.

Es gibt unabdingbare Fouls, weil das Spiel selbst sie unabdingbar macht, die passieren, weil Spieler zu langsam sind oder Gegner zu schnell (Haken, Stockschlag).

Und es gibt Fouls, die dazu dienen sollen, dem Gegner zumindest wehzutun, selbst wenn danach alle Eishockeyspieler davon sprechen, niemandem wehzutun zu wollen, und die nur deshalb lediglich mit zwei Minuten bestraft werden, weil sich der Schiedsrichter vor dem Spiel mit einem Küsschen von seinem Töchterchen verabschiedet oder er die dem Foul innewohnende Niedertracht nicht erkannt hat (vor allem: Stockschlag).

Die Spieler wissen ja selbst am besten, wo ihre Gegner nicht ausreichend geschützt sind, wo es am meisten wehtut, wenn man das Schlägerblatt vermeintlich zufällig drüberzieht oder den Stock kurz vor dem gemeinsamen Aufprall in der Bande hineinstemmt. Das erklärt auch eine gängige Praxis in der Veröffentlichung von Verletzungsmeldungen.

Es gab Zeiten, in denen ein Muskelfaserriss auch der Öffentlichkeit als Muskelfaserriss verkauft wurde. Und dann brach die Zeit an, in der ein Muskelfaserriss im Oberschenkelbeuger in die Gruppe der *Lower Body Injuries* eingeordnet wurde und eine ordentliche Schulterreckgelenksprengung in die Gruppe der *Upper Body Injuries*.

Entscheidend war nur noch, ob die Verletzung den Verletzten über oder unter der Gürtellinie plagte. Und weil man in Deutschland dazu neigt, gerade die Absonderlichkeiten aus Nordamerika zu übernehmen, war in Pressemitteilungen alsbald nur noch von Oberkörper- und Unterkörperverletzungen zu lesen, gerade wenn die Play-offs das Spiel noch einmal grundlegend veränderten.

Das mag man albern finden, es zeigt aber, dass Eishockeyspieler sich und allen anderen grundsätzlich alles zutrauen. Ein Spieler, der gerade erst nach einer Oberkörperverletzung aufs Eis zurückgekommen ist, wird in jedem Zweikampf so hart behandelt, wie sein Gegner das gerade für nötig hält. Ein Spieler hingegen, von dem jeder weiß, dass er sich vor drei Wochen den Daumen angebrochen hat, muss ständig damit rechnen, dass der nächste Stockschlag seinem gerade wieder zusammengewachsenen Daumen gilt – schon alleine, weil er selbst dieses Wissen auch nicht ausblenden könnte.

Die Zwei-Minuten-Strafe ist ein Korrektiv, das im besten Fall zur Attraktivität des Spiels beiträgt. Dabei war sie gar nicht von Beginn an vorgesehen. So etwas Ähnliches wie Eishockey wurde in Kanada bereits drei Jahrzehnte gespielt, als man auf die Idee kam, Fouls nicht nur durch ein Bully (das damals auch in Nordamerika noch als *Bully* und nicht als *Face-off* bezeichnet wurde) zu „bestrafen“. Erst 1904 wurden Spieler vom Eis geschickt, damals noch zwei, drei oder fünf Minuten lang. Zu dieser Zeit wurden allerdings auch noch Torhüter bestraft, wenn sie sich aufs Eis fallen ließen, um einen Puck abzuwehren.

Die Zwei-Minuten-Strafe kann aber auch bedeuten, dass ein Spieler mehr als 40 Minuten lang auf der Strafbank Platz nehmen muss. Als Derek Hahn zum Ende der Verlängerung des Spiels seines EHC München und der Straubing Tigers wegen eines Crosschecks zusehen musste, ärgerte er sich

vor allem deshalb, weil er seinem Team als sicherer Penaltyschütze nicht mehr helfen konnte. Und wer weiß, vielleicht hätte es dieses DEL-Spiel mit Derek Hahn auf dem Eis nicht in die Rekordliste geschafft. So aber sah der Kanadier hinter der Plexiglasscheibe Kollegen und Gegner scheitern oder treffen, allerdings immer im Einklang. Erst die Schützen 41 und 42 entschieden die Partie, Straubings Eric Meloche traf, Münchens Stephane Julien vergab. Und Derek Hahn durfte endlich die Strafbank verlassen – nach dem längsten Penaltyschießen in der Geschichte des Eishockeys.

Drei herausragend unfaire Eishockeyspieler

Gordie Howe: Er war das Idol des größten Eishockeyspielers. Wayne Gretzky verehrte Gordie Howe. Keiner hat mehr Spiele absolviert, nur einer hat mehr Tore geschossen. Er wurde *Mister Hockey* genannt, aber nicht von allen. Wenn ein Spieler in einem Spiel ein Tor schießt, eines vorbereitet und sich einem Faustkampf stellt, wird noch immer auf den Mann aus Saskatchewan verwiesen. Der Gordie-Howe-Hatrick ist längst ein Standardbegriff aus dem Eishockeyvokabular. Gegner nannten Howe allerdings gerne *Mister Elbows*, ganz einfach, weil er sich nicht zu fein dafür war, seine Ellbogen im Zweikampf einzusetzen. Sein Sohn Mark, selbst ein NHL-Veteran, bezeichnete seinen Vater als „den fiesesten Spieler, den ich je gesehen habe“.

Ulf Samuelsson: „Ich würde niemals behaupten, dass ich sauber Eishockey spiele, weil ich das nicht tue.“ Dieser Satz stammt nicht aus einem Treffen der anonymen Schlägertypen. Es stammt von Ulf Samuelsson, einem Verteidiger aus der *Clutch-and-Grab-Ära*.

Samuelsson war sehr groß und sehr böse. In Umfragen, sowohl unter Spielern als auch unter Fans, kam *Mister Dirty* regelmäßig auf Spitzenwerte bei der Frage nach dem schmutzigsten Spieler – obwohl es ihm an Konkurrenz nicht mangelte.

In der Saison 1990/1991 beendete er die Saison von drei Gegnern, darunter auch die Karriere von Cam Neely, einem der begabtesten Power

Forwards, die das Spiel je hervorgebracht hat. Es gab immer Spieler, die mehr Strafminuten hatten als der Schwede, aber genau das empörte seine vielen Feinde: Samuelsson duckte sich nicht selten weg, wenn ihn ein Gegner einer Strafe zuführen wollte, die der Allgemeinheit damals als angemessener erschien als ein Aufenthalt auf der Strafbank. Samuelsson aber war kein Schläger, das machte ihn noch gefährlicher.

David Leggio: In der Geschichte des Eishockeys finden sich sicher an die 100 Torhüter, die verrückter, brutaler oder schmutziger spielten als der Mann aus Buffalo. Und trotzdem darf Leggio selbst in dieser sehr exklusiven Auflistung nicht fehlen. Leggio trug das Trikot der Bridgeport Sound Tigers, als er zwei Stürmer der Springfield Falcons auf sich zufahren sah, aber keinen seiner Verteidiger. Leggio hob also das Tor aus seiner Verankerung und kippte es um. In Sekundenschnelle erfasste er, dass er gegen einen Spieler eine höhere Chance hatte, den Puck abzuwehren, als gegen zwei Spieler. Leggio wusste, dass er lediglich mit einem Penalty bestraft werden würde. Den Penalty parierte er und die American Hockey League passte nach der Saison ihr Regelwerk an.

Nach seinem Wechsel in die Deutsche Eishockey Liga erkundigte er sich vor der Saison, wie in Deutschland in einem solchen Fall verfahren würde. Spätestens da hätte man bei der DEL alarmiert sein müssen. Aber als Leggio im Spiel gegen Bremerhaven Ross Mauermann auf sich zufahren sah und er wieder sein Tor verschob, konnten die Schiedsrichter erneut nur auf Penalty entscheiden. Auch den parierte der US-Amerikaner. Und wieder wurde ein Regelwerk um die „Leggio-Rule“ erweitert, weshalb es ein Torhüter in diesen sehr exklusiven Kreis geschafft hat.

1.4 4:33 FORECHECK

Zwei Spieler bedrängen David Wolf an der blauen Linie. Ein Puckverlust würde mit großer Wahrscheinlichkeit zu einer Torchance für die Olympischen Athleten aus Russland führen. Wolf schießt den Puck deshalb

die Bande entlang aus dem eigenen ins gegnerische Drittel. Marcel Goc und Patrick Reimer preschen der Scheibe hinterher, geben Ilya Kablukov keine Chance, den Puck kontrolliert und ruhig anzunehmen.

Reimer bedrängt den Russen, schlägt ihm kontrolliert auf die dicke Hose, verfolgt ihn hinter das Tor, zieht den Schläger gerade rechtzeitig wieder zurück, bevor ein Schiedsrichter die Chance hat, den Arm zu heben. Als Kablukov den Puck ablegt, dreht auch Reimer ab, um Yegor Yakovlev zu nerven, er zwingt den Verteidiger, die Scheibe die Bande entlang aus dem Drittel zu chippen. An der Mittellinie wartet bereits David Wolf, der den Puck Marcel Goc in den Lauf legt.

Gilbert Perreault hat keinen Stanley Cup gewonnen, er hat am Canada Cup teilgenommen, dabei aber kein Tor geschossen, das man in Kanada je vergessen wird – vor dem Halbfinale brach er sich den Unterschenkel. Er hatte mit Marcel Dionne und Guy Lafleur die ganz große Bühne betreten, der Zufall aber verkaufte ihn nach Buffalo, eine Stadt, in der selbst die größten Superstars vergessen werden. Er war *the Forgotten Frenchman*, der Franko-Kanadier, den man vergessen hatte. Dabei hatte er wirklich alles, Tempo, Eleganz, Spielintelligenz – und Humor. Perreault wurde nach den drei wichtigsten Elementen seines Sports gefragt. Er antwortete: „The forecheck, the backcheck and the pay check“ – der Forecheck, der Backcheck und der Gehaltsscheck.

Für eines dieser Wörter gibt es eine deutsche Übersetzung, aber den Forecheck und seinen spießigen Bruder, den Backcheck, haben selbst die Fußballer entlehnt, weil „Pressing“ nicht so sexy klingt und sich unter „Angriffsverteidigung“ niemand etwas vorstellen kann. Wobei der deutsche Begriff am treffendsten ist. Der Forecheck ist schließlich genau das: ein Angriff ohne Puckbesitz. Und im besten Fall folgt er sofort auf den Angriff mit Puckbesitz. Ein guter Angreifer, heißt es, plant seinen Forecheck in dem Moment, in dem er geschossen hat.

Das ist der Vorteil des Stürmers, der Verteidiger muss sich im Normalfall drehen, die Situation scannen: Hält der Torhüter den Puck? Lässt er ihn prallen? Und wenn ja, wohin? Das ist der Moment, in dem der Angreifer

den Verteidiger unter Druck setzt, ihn in die Ecke drängt, seine Passoptionen limitiert. Beim Forecheck geht es gar nicht zwangsläufig darum, sofort den Puck zurückzuerobern, es geht auch darum, dem Gegner die Möglichkeiten zu nehmen, ihn zu einem Fehlpass oder zumindest zu einem schlechten Pass zu zwingen.

Es gibt Spieler, die den Forecheck im Wortsinn interpretieren, die den Verteidiger tatsächlich checken. Das muss aber nicht unbedingt der beste Weg sein, um an den Puck zu kommen. Ein technisch versierter Spieler befreit sich aus solchen Situationen. Nur was ist, wenn sich ihm keine offenen Passwege bieten? Dann hat die forecheckende Mannschaft alles richtig gemacht.

Der Ein-Mann-Forecheck sieht oft sehr gut aus, Spieler verdienen sich Fleißpunkte. Effektiv aber ist er nicht – und schon gar nicht effizient. Einen Forechecker spielen selbst mittelmäßig begabte Mannschaften leicht aus, lassen ihn zuvor aber noch ein bisschen laufen. Wirkungsvoll wird der Einsatz eines Stürmers tief im gegnerischen Drittel erst, wenn er Unterstützung erhält – nicht nur von einem, sondern von allen vier Kollegen.

Bei einem klassischen *2-1-2-Forecheck* nimmt der tiefe Stürmer Kontakt auf (was eine nette Umschreibung ist für: er nagelt seinen Gegner an die Bande) und ein zweiter Angreifer lauert darauf, den Puck aufzunehmen, während sich der dritte bereits in Position für ein Anspiel bringt. Im Falle eines Passes setzt ein Angreifer den Passempfänger unter Druck, ein anderer übernimmt den Puck und der dritte wartet erneut in einer aussichtsreichen Schussposition auf den Pass. Die beiden Verteidiger hoffen derweil an der blauen Linie auf Panikreaktionen oder Fehlpassse.

Ein *1-2-2-Forecheck* ist nicht ganz so aggressiv, der zweite Angreifer lauert eher auf einen Fehlpass als auf einen Puckgewinn des ersten Stürmers.

Und dann gibt es noch den *1-3-1-Forecheck*, der zum langweiligsten Drittel in der Geschichte des Eishockeys geführt hat. Unter der Anleitung von Coach Guy Boucher versuchte sich der Tampa Bay Lightning 2012

an einer Art Nicht-Forecheck. Ein Stürmer hatte die undankbare Aufgabe, sich in der Mitte der gegnerischen blauen Linie zu postieren. An der roten Mittellinie warteten dahinter drei Kollegen, einer sicherte an der eigenen blauen Linie, obwohl es ohnehin keine Mannschaft durch diese Falle geschafft hätte. Die Philadelphia Flyers wussten von dieser Taktik und hatten sich vorbereitet. Und als sich der erloschene Lightning postierte, stellten die Flyers-Verteidiger die Vorwärtsbewegung ein.

Zunächst bewegte sich niemand mehr auf dem Eis, woraufhin die Schiedsrichter abpiffen. Beim zweiten Versuch kreiselte ein Verteidiger unter den Pfiffen der Fans ein wenig im eigenen Drittel umher. Wieder piffen die Schiedsrichter ab. Beim dritten Mal passten sich die Verteidiger den Puck gegenseitig zu, aber erneut ohne jeglichen Raumgewinn. Der erste Stürmer der Lightning sollte aber erst angreifen, wenn die Scheibe über die blaue Linie geführt wurde. Und so tat sich gar nichts, womit sogar die Schiedsrichter überfordert waren. „Immerhin konnte man nicht einschlafen“, stellte Eishockeyfan Dolly Reynolds fest, „dazu waren die Buhrufe viel zu laut.“ Andere Fans glaubten, Tickets für ein Fußballspiel gekauft zu haben, so sehr langweilte sie das Geschehen.

Aber es blieb bei dieser kurzen Episode in der Geschichte des Sports, die Vorwärtsverteidigung definiert Eishockey. Seitdem gilt wieder: Forecheck, Backcheck, Paycheck.

Drei herausragende Forechecker

Frank Nighbor: Wenn ein Eishockeyspieler seine Karriere in der Mannschaft des Debattierklubs anfängt, sollte man erwarten, dass er später vor allem durch lange Streitgespräche mit Schiedsrichtern bekannt wird, oder als Vertreter der Spielergewerkschaft in langen Arbeitskämpfen. Vom Pembroke Debating Club Hockey Team aus aber wurde Frank Nighbor zwischen 1923 und 1937 zum besten Spieler, den heute keiner mehr kennt. Nighbor soll so elegant gespielt haben, dass er ohne Falte vom Eis gegangen wäre – selbst wenn er im Anzug gespielt hätte. In der Anfangszeit der NHL hat er mehr Tore geschossen, als Spiele absolviert.

Sein Vermächtnis aber ist sein Defensivspiel. Nighbor war der Erste, der Puckverluste mit einer Kkehrbewegung provoziert hatte. Er wedelte mit seinem Schläger vor den Verteidigern hin und her. Zu Beginn waren seine Gegner so perplex, dass sie ihm den Puck freiwillig überließen. Als sie sich an seine Bewegungen gewöhnt hatten, erfand er den *Poke-Check*, indem er seinen Gegnern die Scheibe direkt vom Schläger gestochen hat.

Er war der erste Gewinner der *Hart Trophy* für den wertvollsten Spieler der Saison und der erste Gewinner der *Lady Byng Trophy* für den Spieler, der durch hervorragende sportliche Leistungen auffiel und durch vorbildliches Benehmen. Die Trophäe bekam er direkt von Evelyn Byng, der Vicomtesse Byng von Vimy überreicht. Sein Spiel soll die Lady Byng erst dazu inspiriert haben, die Trophäe zu stiften. Fünfmal durfte er den Stanley Cup in die Höhe stemmen. Als er 1966 schwer krebbskrank auf einer Palliativstation lag, besuchte ihn ein junger Spieler namens Bobby Orr. Kurz darauf starb Frank Nighbor.

Pavel Datsyuk: Nach dem Spiel werden ihn viele deutsche Spieler um ein Foto bitten. Die ganz großen Superstars des Eishockeys sind in Pyeongyang nicht dabei gewesen – bis auf die Nummer 13 der Olympischen Athleten Russlands. Es sind Sidney Crosby, Alexander Ovechkin, Connor McDavid, in Toronto auch Auston Matthews, die unter Fans und Journalisten immer wieder die Diskussion um die Frage nach dem besten Spieler unserer Zeit bestimmen. Und dann ist da Pavel Datsyuk, für den sich wohl die Mehrzahl der Spieler und Trainer entscheiden würde.

Es gibt Menschen, die behaupten, dass niemand jemals besser mit dem Schläger hat umgehen können, und es gibt unzählige YouTube®-Videos, die genau das bestätigen. Datsyuks Tricks sind einzigartig, seine Penaltys ein Ereignis. Für einen Fernsehbeitrag wurde er gefragt, ob es denn stimmt, dass er als Kind mit einem Gewicht an seinem Schläger Techniktraining absolvieren musste, um seine Handgelenke stärker zu machen. „Ja“, antwortete Datsyuk, „aber das war nichts Besonderes. In Russland hat das jeder gemacht.“

Das mag sein, aber selbst unter den russischen Spielern findet sich keiner, der sowohl den Puck und den eigenen Schläger kontrollierte als auch den Schläger seines Gegners. Von dem Moment an, in dem Datsyuk das Eis betritt, gehört der Puck ihm. Es spricht für seine Klasse, dass zwischendurch auch alle anderen den Puck berühren dürfen. Wenn auch nur kurz.

Allerdings gibt es ebenso offensichtlich Gründe, warum Datsyuk nie zum Superstar wurde. Sein stiller Charakter, sein unscheinbares Auftreten. Wahrscheinlich aber ist Datsyuk als Eishockeyspieler zu wertvoll, zu bedacht darauf, seine Fähigkeiten auch im Backcheck einzubringen. Unstrittig aber ist seine exponierte Stellung als Forechecker. Datsyuk nutzt sein herausragendes Stickhandling auch, wenn er den Puck nicht hat.

Der Weltmeister Datsyuk wird in den Triple Gold Club aufgenommen werden, die Detroit Red Wings haben ihm zwei Einträge auf dem Stanley Cup zu verdanken, er wurde dreimal zum defensivstärksten Stürmer gewählt und, wahrscheinlich weil es so schien, als gewähre er seinen Gegner immer wieder eine echte Chance, an den Puck zu kommen, viermal zum fairsten Spieler der NHL. Im Finale von Pyeongchang wird er in einer entscheidenden Szene dem unerschrockenen Yasin Ehliz den Puck abnehmen, so wie er es bei Jaromir Jagr, Ovechkin und vielen anderen Superstars gemacht hat. Ehliz sollte den Puckverlust als Auszeichnung akzeptieren.

Cam Neely: Ob das nun ein normaler Angriff war oder doch ein Forecheck, das war bei Cam Neely nicht immer klar. Der Flügelstürmer mit den Ausmaßen eines Bauernschranks legte sich den Puck selbst in der offensiven Zone noch einmal vor – und kümmerte sich nicht um den Verteidiger, der sich da bedauerlicherweise meist noch zwischen ihm und der Scheibe verlaufen hatte. Neely fuhr einfach durch seine Gegner hindurch. Dieses Talent machte ihn zu einem der wenigen Spieler, die auch als Ein-Mann-Forecheck funktionierten.

Neely war stark, furchtlos, schnell und ein gefährlicher Torjäger, noch beeindruckender als seine Zahlen in der regulären Saison (395 Tore in 726

Spiele), sind seine Play-off-Statistiken: Der Ausnahmespieler der Boston Bruins traf 57-mal in 93 Partien. Neely aber konnte zu viel. Er war nicht nur immer im Auge Sturms, er war der Sturm. Und bei den Hartford Whalers, einem der gehassten Rivalen der Boston Bruins, gab es jemanden, der sich diesem Sturm entgegenstellte. Mit allen Mitteln.

Neely und Ulf Samuelsson bekriegten sich bei jedem Aufeinandertreffen und dass es Samuelsson nie zum Äußersten kommen ließ und jeden Faustkampf verweigerte, trug nicht zur Beruhigung bei. Erst am Rande einer Massenschlägerei mit den Whalers verpöbelte Neely den großen Schweden. Samuelsson wurde nach Pittsburgh zu den Penguins abgegeben, einer Mannschaft mit weitaus größeren Ambitionen und einer Mannschaft, die bei den Bruins ähnlich unbeliebt war wie die Whalers. Nachdem Neely bereits 13 Tore in zwölf Play-off-Spielen geschossen hatte, trafen sie im Mai 1991 im Halbfinale um den Stanley Cup erneut aufeinander. In Spiel drei der Serie (Boston führte 2:0) erwischte Samuelsson Neely im offenen Eis.

Sein Kniecheck beendete nicht die Saison Neelys und verhinderte auch nicht, dass er es im Laufe der Serie noch einmal an Neelys anderem Bein versuchte. Mit etwas Verspätung beendete er Neelys Karriere. Er kam noch einmal zurück, schoss noch einmal 50 Tore in 50 Spielen, erholte sich aber nie mehr von den Verletzungen und musste seine Karriere im Alter von 31 Jahren beenden. Viel zu früh für einen der komplettesten Angreifer, der das Spiel jemals gespielt hat. Seine Nummer acht werden die Bruins nicht mehr vergeben.

Und so brutal, dumm und gefährlich die Männerkultur im Eishockey oftmals und zu Recht wirken mag: Hätte sich Samuelsson jedes Mal gestellt und Verantwortung für seine grenzwertigen Fouls übernommen, hätte diese Feindschaft niemals so traurig enden müssen.